

Nr. **113**

Klaus M. Meyer-Abich

**Ist der Mensch etwas
Besonderes in der
Gemeinschaft der Natur?**

Das kleine und das größere Selbst

1999

VORWORT

Vor allem einer studentischen Initiative ist es zu danken, daß an der Carl von Ossietzky Universität die für die Reformphase in den 70er und frühen 80er Jahren in Oldenburg kennzeichnende Projektidee als Lehr- und Lernform immer wieder aufgegriffen wird. In Projekten werden komplexe, ungelöste oder von Studierende neu entdeckte Problemstellungen, die für die gewählten Studiengänge relevant sind, bearbeitet. Projekte werden von HochschullehrerInnen und Studierenden gemeinsam initiiert und organisiert, sie erstrecken sich über mehrere Semester und orientieren sich am Prinzip des forschenden Lernen.

Das *Ethik-Projekt*, um das es in dieser Ausgabe der Oldenburger Universitätsreden geht, wurde im Wintersemester 1997/98 in den Veranstaltungsplan der Oldenburger Hochschule aufgenommen. Studierende unterschiedlicher Fachbereiche und fünf HochschullehrerInnen verschiedener Wissenschaftsdisziplinen arbeiten in dem Projekt zusammen und übernehmen unterschiedliche Verantwortlichkeiten. Ziel des Projektes, so ist einer Selbstdarstellung zu entnehmen, ist es, daß Studierende selbständig Themen und Fragestellungen aus dem sehr weiten Gebiet der Ethik bearbeiten und dies durch - mehr oder weniger regelmäßige - Anleitung aus dem Kreis fachlich ausgewiesener HochschullehrerInnen. Im Grundsatz geht es im Ethik-Projekt um konkrete Themen aus dem Alltag, die jeweils einen Semesterschwerpunkt bilden. Bisher behandelt wurden die Aspekte Ethik und Medizin, die relative oder universelle Gültigkeit von Normen und Werten, die historischen Hintergründe der Entstehung von Ethik und Moral. Ein Fernziel, so die Projektinitiatoren, sei der Versuch, ein oder mehrere Leitbilder für ein verändertes gesellschaftliches Handeln zu erarbeiten.

Zu den ausgewiesenen und zur partiellen Mitwirkung eingeladenen Fachleuten, von denen gerade für das Projekt-Fernziel Leitbild Anregungen erwartet werden, gehört einer der bekanntesten Wegweiser einer geistigen Erneuerung der Industriegesellschaft, der Essener Naturphilosoph Klaus Michael Meyer-Abich. Dessen jüngstes Buch „Praktische Naturphilosophie“ (München 1997) liefert den Hintergrund für den hier veröffentlichten Vortrag, den Meyer-Abich nicht nur vor dem Projektplenum, sondern vor einer großen interessierten Öffentlichkeit hielt. Das Plädoyer des Autors, neue Wege in der Umwelt-, Energie-, Wirtschafts- und Finanzpolitik zu gehen, setzt eine Erneuerung der politischen Kultur zu einer gelingenden Öffentlichkeit mündiger Erdenbürger in der Gemeinschaft der Natur voraus. Wie das geschehen könnte, dazu liefert Meyer-Abich wichtige Anregungen.

Oldenburg, im Mai 1999

Prof. Dr. Friedrich W. Busch

KLAUS M. MEYER-ABICH

Ist der Mensch etwas Besonderes in der Gemeinschaft der Natur?

Das kleine und das größere Selbst

Die Industrieländer – wir Reichen also – leben zu Lasten der Natur, zu Lasten der Dritten Welt und zu Lasten der Nachwelt. Die Tatsachen sind im wesentlichen bekannt.

Wir leben

- zu Lasten der Natur, indem die industrielle Wirtschaft Schäden anrichtet, die nicht saniert werden, so daß andere Arten von Lebewesen aussterben, unsere Kinder Allergien bekommen etc.;
- zu Lasten der Dritten Welt, indem wir u.a. die Klimaänderung verursachen, welche vor allem den armen Ländern im Süden schadet;
- zu Lasten der Nachwelt, indem wir unseren Nachkommen Schulden und Altlasten hinterlassen, der ganzen Menschheit aber schlechtere Lebensbedingungen, als wir sie vorgefunden haben.

Bekannt sind aber nicht nur die Tatsachen, daß und wie wir zu Lasten Dritter im Wohlstand leben, die Kosten unserer Wirtschaft also durch die Erträge nicht gedeckt werden, sondern bekannt sind auch die Auswege, um dies zu vermeiden. Wir wissen also nicht nur, daß es nicht so weitergehen dürfte, sondern wir wissen auch, was wir besser machen müßten und wie das geschehen könnte.

Der allgemeine, allerdings mehrdeutige Wegweiser ist das Prinzip der Nachhaltigkeit. Soweit beispielsweise die Klima-

änderung noch abzuwenden ist, könnte dies u.a. durch eine möglichst schnelle Reduktion unserer Energieumsätze geschehen. Von den einschlägigen Experten werden unablässig Bücher geschrieben und Vorträge gehalten, was zu tun wäre, damit wir mit viel weniger Energie und intelligenterer Technik etwa dieselben oder sinnvollere Annehmlichkeiten haben könnten wie bisher. Ich habe mich daran lange beteiligt, war dann aber zunehmend dadurch irritiert, daß den ersten beiden Feststellungen:

1. So geht es nicht weiter.
2. Was statt dessen zu tun wäre, ist (im wesentlichen) bekannt,

eine dritte hinzuzufügen ist, so daß eine Art umweltpolitischer Dreisatz entsteht. Sie lautet:

3. Trotzdem geschieht es (im wesentlichen) nicht.

Auch das Prinzip der Nachhaltigkeit ist ja zunächst nur ein guter Gedanke, dessen politische Umsetzung noch ganz offen ist. Mich interessiert deshalb immer mehr die Frage: Warum geschieht es nicht? Und ich will auch gleich die Antwort geben, die ich für richtig halte. Sie lautet: Es geschieht nicht, weil wir noch nicht verstanden haben, wie wir zur Gemeinschaft der Natur gehören. Wir halten uns sozusagen für etwas Besseres als die Natur, aber das sind wir nicht. Wir sind Mensch gewordene Natur und sind dem Ganzen der Natur schuldig, wofür wir gut sind.

Diese Antwort aber bedarf der Erklärung. Vor allem gibt es eine andere, die von der unmittelbaren Erfahrung her viel näher liegt, nämlich: Was geschehen sollte, geschieht deshalb nicht, weil es dem entgegenstehende ökonomische und politische Interessen gibt. Dies ist nun in der Tat der Fall. Beispielsweise gibt es die Macht der Autoindustrie, die ihr Eigeninteresse so versteht, daß es sich mit Ökosteuern nicht verträgt. Die bloße Feststellung, daß etwas nicht geschieht, weil es wider-

streitende Interessen gibt, ist aber noch keine Erklärung, warum es nicht geschieht. Man muß nämlich auch dazusagen, warum die betreffenden Interessen sich durchsetzen, und hier lautet die Antwort: Die Interessen der Autoindustrie setzen sich durch, weil etwa zwei Drittel der Bürger dieses Landes regelmäßig Auto fahren. Wo bliebe die Macht der Autoindustrie, wenn dies nicht so wäre?

Ebenso steht es mit den politischen Interessen. Die meisten Parteien glauben, daß die Proklamation eines Benzinpreises von fünf Mark pro Liter nicht in ihrem Interesse sei. Und warum setzen diese Parteiinteressen sich durch? Weil die meisten Wähler sie tatsächlich nur dann wählen, wenn sie nicht für den hohen Benzinpreis eintreten.

Die Macht der Institutionen ist – in der Demokratie – letztlich immer die Macht der Bürger. Warum also fahren so viele Bürger mit dem Auto, obwohl sie – eigentlich – wissen, daß dies zu Lasten Dritter geschieht? Oder, noch direkter gefragt: Warum essen so viele Bürger Fleisch aus der Massentierhaltung, obwohl sie wissen, daß sie dabei um einen zu hohen Preis, den der Tierquälerei, Geld sparen? An der schlichten Bedürftigkeit kann es nicht liegen, denn der durchschnittliche Fleischverzehr beträgt hierzulande etwa ein halbes Pfund pro Kopf und Tag. Niemand soll sagen, daß ein Viertelpfund nicht ausreichend und sogar gesünder wäre. Wenn aber alle Leute nur noch halb so viel Fleisch äßen, könnte der Kilopreis verdoppelt werden, ohne daß mehr ausgegeben würde, und die Tiere könnten wenigstens gelebt haben, bevor sie geschlachtet werden. Warum geschieht das nicht?

Den Fleischverzehr aus der Massentierhaltung, die Autofahrt etc. moralisch zu verurteilen ist zwar meines Erachtens berechtigt, ändert aber nichts an den Tatsachen. Die meisten Menschen haben dabei nämlich noch nicht einmal ein schlechtes Gewissen, d.h. sie halten es eigentlich gar nicht für falsch, was sie da tun. Warum? Ich wiederhole jetzt noch einmal den ersten Satz meiner eingangs angekündigten Antwort:

Wir leben zu Lasten der Natur, weil wir noch nicht verstanden haben, wie wir zur Gemeinschaft der Natur gehören! Unser Fehler wäre danach eine falsche Selbsteinschätzung, und die Unmoral wäre erst eine Folge dieses Irrtums.

Wissen wir aber tatsächlich noch nicht, daß wir ein Teil der Natur sind?

- Wird nicht in der Naturkrise der wissenschaftlich-technischen Welt in fast jeder Festrede mindestens einmal bekannt, es gelte die Natur zu schützen, zu der wir selbst gehören?
- Hat nicht auch jeder Mensch im Krankheitsfall eine unmittelbare leibliche Erfahrung der eigenen Naturzugehörigkeit und somit der Fragwürdigkeit einer Medizin, welche die Leibhaftigkeit des ganzen Menschen nicht wahrnimmt?
- Und lernen wir nicht alle bereits in der Schule, daß die Menschheit auch abstammungsgeschichtlich zur Natur gehört, so daß die Tiere und die Pflanzen eigentlich unsere unmittelbaren Verwandten sind, Vetter Baum und Tante Kuh?

Alle drei Fragen sind zu bejahen: Jeder geht zur Schule, jeder ist mal krank und niemand bestreitet, daß wir zur Natur gehören. Und doch wird faktisch unter der Natur immer noch meistens nur das verstanden, was wir nicht sind: die grüne Welt, die man vor dem Fenster hat oder dort vermißt. Wo von der Natur die Rede ist, wird fast nie das Ganze gemeint, von dem wir ein - unfriedlicher - Teil sind, sondern in der Regel nur die außermenschliche Natur: das, was nicht wir sind – so als gehörten wir nicht dazu.

Wie stellen wir es an, unsere Naturzugehörigkeit zwar intellektuell nicht zu bestreiten, uns dieser Einsicht in unseren erkenntnis- und handlungsleitenden Gefühlen aber erfolgreich zu entziehen? Es gelingt zunächst einmal dadurch, daß wir uns bemühen, unsere Haltungen, Lebenseinstellungen und Ge-

fühle aus den wissenschaftlichen Einsichten herauszuhalten. Dies führt nämlich dazu, daß in der Wissenschaft das Lebensgefühl und der Lebensentwurf, unter dem etwas wissenschaftlich oder wissenschaftlich interessant ist, hinter der üblichen Rationalität versteckt werden. Auch wenn es um Bewertungen geht, wird immer nur herumargumentiert, besonders in Streitfällen ist aber nie ganz klar, worüber eigentlich gestritten wird. Dadurch bleibt es den Motiven oder eben den erkenntnis- bzw. handlungsleitenden Haltungen und Gefühlen, deretwegen man sich für etwas interessiert, auf diese Weise erspart, jemals ins Licht zu treten. Sie bleiben ungeklärt im Dunkeln.

Blickt man nun aber einmal auf das Lebensgefühl, in dem der politische wie der wissenschaftliche Betrieb unserer Zeit sich abspielt, so findet man dort immer wieder ein Menschenbild, nach dem wir eigentlich etwas Besseres als die Natur sind – verstanden im Sinn dessen, was nicht wir sind. Ich gebe vier Beispiele aus den Wissenschaften:

- Erstens fühlt sich die moderne Medizin nur für den menschlichen Körper zuständig, nicht aber für den Menschen selbst, dem etwas fehlt. So sagen auch die Patienten: Mein Kopf tut mir weh, oder: Mein Arm tut mir weh, so wie man sagt: Mein Schutzblech klappert. Dies klingt so, wie Hegel meinte: Ich bin Geist und habe einen Körper. Wenn aber mein Arm oder mein Kopf mir weh tut, so bin ich es doch eigentlich, der sich weh tut. In meinem irdischen Dasein bin ich dieser Leib, ich habe ihn nicht nur, und sollte deshalb nicht sagen: Mein Arm tut mir weh, sondern: Ich tue mir weh! Damit aber mache ich mir bereits hinter den Kulissen der herrschenden Rationalität zu schaffen.
- Zweitens wird das Interesse an der molekularbiologischen Humangenetik in der Regel dadurch gerechtfertigt, daß einige seltene, aber schwere Erbkrankheiten geheilt werden können sollten (Sichelzellenanämie, Mukoviszidose etc.)

Ich glaube nicht, daß dies die wahren Motive sind. Einen Blick hinter die Kulissen erlaubt uns Robert Shapiro in seinem Buch über das Genom-Projekt zur Erforschung des Menschen. Dort heißt es sinngemäß: Wir sind in einen Körper hineingeboren, den wir uns weder selbst ausgesucht haben, noch den wir selbst gemacht haben. Und mit diesem Körper finden wir uns überdies in einer Welt, die wir uns ebenfalls weder selbst ausgesucht, noch die wir selbst gemacht haben. Ist das nicht ein Skandal? Es wird höchste Zeit, uns endlich von beiderlei Vorgaben zu emanzipieren. Die Molekularbiologie wird es uns ermöglichen! Ich halte dies für eine ehrliche Begründung, die nicht verschwiegen werden dürfte, zumal sie ein Motiv aufnimmt, das die Entwicklung des neuzeitlichen Bewußtseins seit der Renaissance begleitet.¹ Wiederum aber wird ein Menschenbild vorausgesetzt, nach dem wir Natur nur haben, aber nicht sind.

- Drittens ist auch die Theologie von diesem Dualismus keineswegs verschont. So hieß es, als der gegenwärtige Papst sich – angeblich – mit der Abstammungslehre arrangierte, dies gelte selbstverständlich nur für unser körperliches Dasein, geistig aber sei unsere Herkunft eine höhere. Ist aber nicht auch das Vernunftvermögen als unsere biologische Ausstattung aus der Naturgeschichte hervorgegangen? Wer mit der Natur immer nur die 'bloße' Natur meint, hat noch nicht das richtige Naturverständnis. Schelling und Alexander von Humboldt sprachen von der „Naturgeschichte des Geistes“!

¹ Beispielsweise heißt es in Pico della Mirandolas großer „Oratio“ über die Würde des Menschen, der Mensch sei dazu ausersehen, seine Natur als „Former und Bildner“ seiner selbst nach seinem eigenen freien Willen zu bestimmen. „Wir sind geboren worden unter der Bedingung, daß wir das sein sollen, was wir sein wollen (ut id simus quod esse volumus)“ (1486, 9/13).

- Viertens spielt sich der Wirtschaftsprozess eigentlich zwischen der Aneignung von Dingen oder Lebewesen unserer natürlichen Mitwelt und der Rückleitung der materiellen Residuen in die natürliche Mitwelt ab, d.h. sozusagen als Humanökologie. In der Wirtschaftswissenschaft aber ergeht es einem mit diesen Fußpunkten so wie mit denen eines Regenbogens: sie verschwinden, wenn man sich ihnen zu nähern versucht. Was in der Wirtschaft unter der Natur verstanden wird, sind nichts als Ressourcen, aus denen menschliche Bedürfnisse zu befriedigen seien.

Dies alles sind Blicke auf das Lebensgefühl, in dem sich die wissenschaftliche Rationalität abspielt, nämlich in dem Sinn, daß über den hier vorausgesetzten Dualismus innerhalb der verschiedenen Wissenschaften normalerweise nicht geredet wird. Die Wissenschaft ist in ihren Leitbildern nicht so wissenschaftlich wie in ihren Ergebnissen.

Was sich in den vier Fällen – in der Medizin, Biologie, Theologie, Wirtschaftswissenschaft – und gleichermaßen in beliebig vielen anderen zeigt, ist ein bestimmtes menschliches Selbstverständnis, nämlich Natur nicht zu sein, sondern zu haben. Etwas pointiert gesagt, wie es sich besonders aus der wirtschaftlichen Abwertung der Natur zu einem Ensemble von Ressourcen nahelegt: Wir fühlen uns in den Industriegesellschaften wie einige Stämme interplanetarischer Eroberer, die es sich hier auf Erden eine Zeitlang gut gehen lassen wollen und alle die Güter, welche dieser Planet zu bieten hat, durchaus zu schätzen wissen, sich mit ihm aber nicht heimatisch identifizieren. Seit der Entdeckung der 'Grenzen des Wachstums' wissen die Interplanetarier auch, daß sie die Güter dieser Erde nicht gar so unbedacht verwirtschaften dürften wie bisher, jedoch nicht um der Natur willen, sondern aus ihrem Eigeninteresse, es sich hienieden noch möglichst lange möglichst gut gehen lassen zu können. Dies ist auch die übliche – anthropozentrische – Begründung der 'Umweltpolitik' und

der verkürzte Sinn von Nachhaltigkeit, in dem dieses Kriterium meistens gemeint wird.

Das Bild der Interplanetarier, die sich nicht als Erdensöhne und Erdentöchter fühlen, sondern irgendwann weiterzuziehen gedenken, wenn hienieden nichts mehr zu holen ist, paßt am besten auf unser industriewirtschaftliches Verhalten. Stellen wir sie uns aber als eigentlich immaterielle Wesen vor, die sich hier nur vorübergehend irdisch verkörpert haben, so entsprechen diesem Menschenbild auch die bloß naturwissenschaftliche Medizin, die dualistische Theologie und vor allem der Gedanke, sowohl unsern Körper als auch die übrige Natur ohne Rücksicht auf ihre eigenen Besonderheiten ganz auf unsere Bedürfnisse zuzurüsten.

Auf der Hand liegt damit nun auch, daß das menschliche Selbstverständnis kein bloß akademisches, anthropologisches Thema ist, denn unser Handeln hängt davon ab, wer wir zu sein meinen. Was wir tun, ist immer ein Ausdruck unseres Selbstverständnisses. Halten wir uns eigentlich für Interplanetarier, so werden wir uns konsequenterweise auch wie Interplanetarier verhalten. Und wir würden uns nur dann als Mensch gewordene Natur verhalten, wenn wir uns selbst als Mensch gewordene Natur verstünden. Auf der Bühne der wissenschaftlichen Rationalität die Abstammungslehre zu bekennen integriert uns so lange nicht in die Gemeinschaft der Natur, wie wir uns im Herzen – hinter den Kulissen – als Interplanetarier fühlen, d.h. etwas Besseres als die Natur zu sein meinen – und uns dann möglichst auch noch eine dazu passende Biologie zurechtlegen.

Gleichwohl gibt es eine wissenschaftliche Disziplin oder Teildisziplin, die sich ausdrücklich mit der Frage: Was ist der Mensch? beschäftigt, nämlich die philosophische Anthropologie. Ohnehin ist es ja die Domäne der Philosophie, sich mit den expliziten oder impliziten Voraussetzungen zu beschäftigen, unter denen ein Handeln für berechtigt und sinnvoll ge-

halten wird, sei es ein Erkenntnishandeln oder ein unmittelbar wirtschaftliches, politisches oder sonstiges Handeln. Was also lehrt uns die philosophische Anthropologie, wenn sie auf die Leitbilder und unausdrücklichen Voraussetzungen von Wissenschaft und Wirtschaft blickt? Viele schöne Eigenschaften des Menschen sind es, denen die Anthropologen des 20. Jahrhunderts ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben: seine Persönlichkeit, seine Weltoffenheit, sein Vernunftvermögen, seine Exzentrizität in der Natur, seine sinnlichen Empfindsamkeiten etc. Soweit dabei die Stellung des Menschen gegenüber Tieren, Pflanzen und den Elementen zum Thema wird, kommt aber im allgemeinen wiederum heraus, daß der Mensch eine 'Sonderstellung' in der Natur habe.

Nun ist der Mensch in seinen Fähigkeiten zum Guten wie zum Bösen gewiß ein besonderes Lebewesen. Wenn man sich aber mit Sonnenblumen, Schildkröten, Nußbäumen, Katzen, Schwalben etc. ebenso gründlich beschäftigte wie die Anthropologen mit dem Menschen, käme gleichermaßen heraus, daß jedes dieser Lebewesen ebenfalls etwas ganz Besonderes in der Welt ist – natürlich nicht mit denselben Besonderheiten wie der Mensch, sondern mit je besonderen Besonderheiten, die wir seine jeweilige Natur nennen. Mit der Sonderstellung des Menschen steht es also so ähnlich wie mit Mark Twains Feststellung, der Oktober sei ein besonders gefährlicher Monat für Börsenspekulationen; die anderen Monate seien April, März, September, Februar, August, Januar, Juli, Dezember, Juni, November und Mai. Das heißt: Der Mensch ist etwas ganz Besonderes im Kosmos; die anderen ganz besonderen Lebewesen sind Sonnenblumen, Schildkröten, Nußbäume, Katzen, Schwalben etc.

Demgegenüber wird die Sonderstellung des Menschen in der philosophischen Anthropologie meist so verstanden, daß der Mensch den anderen Lebewesen etwas voraus habe oder ihnen übergeordnet sei. Dieses Denken geht wohl in der Regel auf die Auszeichnung des Menschen im Alten Testament zu-

rück, daß nur wir nach dem Bilde Gottes geschaffen und deshalb stellvertretend zur Herrschaft befähigt seien. Diese Selbsteinschätzung war vielleicht eine Überheblichkeit und ist der Natur nicht gut bekommen, sie war aber doch jedenfalls mit einer gleichermaßen ausgezeichneten Verpflichtung verbunden, der angenommenen Gottähnlichkeit in unserm Handeln verantwortlich gerecht zu werden. Demgegenüber wird die Sonderstellung des Menschen in der industriellen Wirtschaft so verstanden, als hätten wir in der Natur sozusagen Vorzugsrechte und dürften uns besonders viel herausnehmen – sogar die bloße 'Produktion' anderer Lebewesen, sei es in der Massentierhaltung oder in der Biotechnik.

Natürlich brauchten die Interplanetarier sich auf Erden nicht wie Ausbeuter zu verhalten, sondern könnten sich auch der dem Menschen im Alten Testament zugesprochenen Verantwortung für die außermenschliche Natur als Gottes Schöpfung erinnern. Davon aber haben wir uns inzwischen so weit entfernt, daß wir allen Anlaß haben, darüber nachzudenken, ob die alttestamentliche Besonderung des Menschen in der Natur nicht selbst schon ein Irrtum war.

Die philosophische Anthropologie hat sich von der industriewirtschaftlichen Praxis, die Sonderstellung des Menschen vor allem in Gestalt besonderer Ansprüche geltend zu machen, bisher – soviel ich sehe – nicht hinreichend distanziert. Dies liegt aber auch daran, daß sie in der Regel als Geisteswissenschaft verstanden wird und sich für den Naturzusammenhang des menschlichen Lebens gar nicht interessiert. Was uns in der Naturkrise der wissenschaftlich-technischen Welt fehlt, ist also eine naturphilosophische Anthropologie, d.h. eine Antwort auf die Frage, wer der Mensch in der Gemeinschaft der Natur ist, was ihm im Zusammenleben mit Tieren und Pflanzen, Erde und Meer, Luft und Licht zusteht und was er dafür schuldig ist.

*

Was folgt daraus für die gegenwärtig so vielfach beanspruchte Sonderstellung des Menschen? Vor dem Hintergrund der philosophischen Alternative läßt sich ein sozusagen psychologischer Irrtum von einem philosophischen unterscheiden. Psychologisch liegt dem Anspruch auf eine Vorzugsbehandlung in der Regel ein übersteigertes Geltungsbedürfnis, also eine Selbstwertschwäche, zugrunde. Wir beanspruchen eine Sonderstellung immer nur, insoweit wir unserer selbst nicht sicher sind. Tatsächlich ist unsere Wirtschaft ein sehr ausgefeiltes System zur Befriedigung von Geltungsbedürfnissen, was man daran sieht, daß für die meisten Produkte – anscheinend erfolgreich – mit Identitätsgewinnen geworben wird. Die Devise 'Haste was, dann biste was' reicht von Zigaretten bis zu Automobilen und Luxusgütern, obwohl doch eigentlich niemand im Ernst glauben kann, durch den Kauf irgendwelcher Dinge die eigene Persönlichkeit zu profilieren. Sich selber aber täuscht man viel leichter als andere. Tatsächlich heißt es in der Werbebranche, die meisten Produkte würden mittlerweile vor allem gekauft, um sich selber und weniger um andern zu imponieren. Gerade diese Geltungsbedürfnisse aber werden in der Konkurrenzgesellschaft unablässig erneuert, denn es gibt im Wettbewerb jederzeit mehr Verlierer als Gewinner, für die Verlierer also immer neuen Anlaß, die Niederlage durch neuerliche Warenkäufe kompensieren zu wollen.

Geltungsbedürfnisse also sind offenbar ein Motor unserer Wirtschaft. Nach der Bedürfnisforschung (Maslow) aber entstehen sie als Regressionen, wo es an Selbstverwirklichung mangelt, und daß die Selbstsucht einen Mangel an Selbstverwirklichung kompensieren soll, klingt ja auch ganz plausibel. Gerade hier zeigt sich nun jedoch der philosophische Irrtum.

Unter dem Selbst, das man zu stärken sucht, kann nämlich das kleine oder das größere Selbst verstanden werden. Mit dem kleinen Selbst meine ich das individualistische, den Einzelnen, von dem es im Wirtschaftsliberalismus heißt, er kenne seine Interessen selbst am besten und solle sich von anderen nichts

sagen zu lassen brauchen: der 'souveräne Konsument' also, dessen Souveränität allerdings in keiner Weise gebildet ist, sondern sich gewissermaßen naturwüchsig oder durch den 'heimlichen Lehrplan' der Medien und der Werbeleute einstellen soll. Das kleine Selbst zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß es von sich aus keine Rücksicht auf andere und das Ganze nimmt, sondern dazu erst durch besondere Gesetze angehalten werden muß. Dieses individualistische Selbst ist dasjenige, dessen Egoismus von den Wirtschaftsliberalen als vorbildlich proklamiert wird.

Das größere Selbst demgegenüber unterscheidet sich von dem kleinen so wie die Individualität, welche in der Renaissance aufgewertet wurde, vom wirtschaftsliberalen Individualismus oder – politisch ausgedrückt – wie der Citoyen vom Bourgeois. Es ist das Selbst des mündigen Bürgers, der zwar für sich auch das Gute sucht, aber nicht zu Lasten Dritter oder des Ganzen.

Nun ist der politische Liberalismus des mündigen Bürgers in der industriellen Wirtschaft weitgehend zum Wirtschaftsliberalismus der vielen kleinen Egoisten heruntergekommen. Viele von uns haben sich sogar einreden lassen, der Mensch sei nun einmal von Natur so, daß er nur das kleine Selbst wolle und durch das größere überfordert sei. Dieses Vorurteil nützt allen denen, die in der gegenwärtigen Art der Wirtschaft ihren Vorteil zu finden meinen, aber dies werden immer weniger. Ob wir uns als Interplanetarier oder als Mensch gewordene Natur verstehen, ist uns nicht angeboren. Angeboren ist uns lediglich, daß wir hier die Wahl haben. Ich sehe jetzt von den sozialpsychologischen Gründen ab, welche das Menschenbild des kleinen Selbst widerlegen, und beschränke mich auf die philosophische Seite.

Meine These ist, daß dem geltungsbedürftigen Anspruch auf eine Sonderstellung des Menschen eine Verwechslung des kleinen und des größeren Selbst zugrundeliegt. Nur das kleine Selbst braucht diesen Anspruch, das größere nicht. Ich knüpfe

damit zunächst an die zeitgenössischen Kommunitaristen an, die meines Erachtens mit Recht daran erinnern, daß die Gemeinschaftswerte des größeren Selbst in unserer politischen Kultur auf eine geradezu gemeingefährliche Weise vernachlässigt werden. Dabei geht es um das mitmenschliche und insbesondere um das politische Mitsein. Hier ist den wirtschaftsliberalen Apologeten des kleinen Selbst entgegen zu halten, daß ein einzelner Mensch sozusagen noch gar kein Mensch ist. Bloß für mich bin ich nicht Ich – ich bin es nur in der Gemeinschaft oder im mitmenschlichen Mitsein mit Anderen. Der Mensch ist von Natur ein soziales Wesen. Was du bist, das bist du andern schuldig, sagt die Prinzessin im „Tasso“ mit Recht. Ein politisches Gemeinwesen ist mehr als die Summe der Individualismen.

Die naturphilosophische Frage der Sonderstellung des Menschen ist nun aber, ob die Anderen, denen wir unser Menschsein schulden, nur die anderen Menschen sind. Zwei namhafte Philosophen des 20. Jahrhunderts, Karl Löwith und Martin Heidegger, haben das Mitsein, das bei Goethe noch umfassend gemeint war, auf das bloß mitmenschliche Mitsein verkürzt, und so entspricht es auch der bloß geisteswissenschaftlichen, nicht naturphilosophischen Ausrichtung der Anthropologie des 20. Jahrhunderts. Ich halte den Anspruch, daß nur der Mensch zum Mitsein fähig sei, aber bereits für einen Ausdruck der Selbst-Sucht, in der sich das größere Selbst zum kleinen und seinen Geltungsbedürfnissen verengt.

Was du bist, das bist du Anderen schuldig. Die Interplanetarier würden dies wohl nicht grundsätzlich bestreiten, mit den Anderen, denen sie etwas schuldig sind, aber doch nur ihre Mitmenschen, die andern Interplanetarier, meinen. Sind aber diese anderen, denen wir unser Selbstsein schulden, tatsächlich nur die anderen Menschen? Diese sind es gewiß: Eltern, Lehrer, Lebensgefährten, die Großen der Vergangenheit – aber bin ich nicht auch dem Fluß und dem Meer, an denen ich aufgewachsen bin, dem Sternenhimmel, den meine Mutter mir

gewiesen hat, den Bäumen, den Blumen und den Tieren, die mir etwas bedeutet haben, bin ich nicht auch ihnen allen schuldig, was ich bin? Als Nikolaus von Kues sagte: In jedem Geschöpf (creatura) ist das ganze Universum oder ist die ganze Natur dieses Geschöpf, dachte er nicht nur an die Menschen, sondern alle Dinge und alle Lebewesen sind nur in der Gemeinschaft des Ganzen, was sie sind. Die jeweilige Individualität aber sollte damit ganz gewiß nicht abgewertet werden, im Gegenteil: eine Individuation des Ganzen zu sein ist mehr als man dem Individuum normalerweise zutraut. An das kleine individualistische Selbst des homo oeconomicus aber kann dabei gewiß nicht gedacht sein, denn es ist ja gerade keine Individuation des Ganzen und will es nicht sein. Gemeint ist eine umfassendere Individualität, das größere Selbst, und zwar im Mitsein sowohl mit anderen Menschen als auch mit den Lebewesen und Dingen der übrigen Natur.

Ich spreche deshalb von unserer natürlichen Mitwelt, statt von der bloßen Umwelt oder gar nur von den 'Lebensgrundlagen des Menschen'. Der Ausdruck 'Umwelt' war von Jakob von Uexküll, der ihn eingeführt hat, nicht anthropozentrisch gemeint, hat nun aber diesen Beiklang bekommen. Unsere natürliche Mitwelt sind die Tiere und die Pflanzen, Landschaften, Wind und Wasser, Luft und Licht, also die außermenschliche Natur, die bis heute meistens 'die Natur' heißt. Natur nenne ich demgegenüber nur das Ganze, zu dem wir selbst gehören. Die natürliche Mitwelt ist also auch nur ein Teil des Ganzen der Natur, allerdings der größere.

Soweit die naturphilosophische Anthropologie, deren Grundgedanken ich hier nur andeuten kann (vgl. Meyer-Abich 1997), der Natur des Menschen besser gerecht wird als die bloß mitmenschliche Anthropologie der Interplanetarier, hat das größere Selbst – unsere umfassendere, nicht individualistische Individualität – den Horizont des natürlichen Mitseins. Unser Selbstsein oder unsere Identität ist umfassender als die Species Mensch. Wir sind auch Tier und Pflanze, Erde und

Meer. Die andern Lebewesen und die Vier Elemente sind nicht die Natur, die wir nicht sind. Küstenbewohner beispielsweise werden mit der Flut geboren und sterben mit der Ebbe. Also leben sie nicht nur am Meer, sondern das Meer lebt auch in ihnen. Bloß für mich bin ich nicht Ich und bloß für uns sind wir nicht Wir. Ohne die natürliche Mitwelt sind wir gar nicht die Menschheit. Wir sind es nur in der Gemeinschaft der Natur: als Mensch gewordene Natur. Dieser Kommunitarismus ist umfassender als der bloß politische, aber es ist auch eine Art Kommunitarismus.

Die Anderen, denen wir unser Selbstsein schulden, sind im natürlichen Mitsein Andere und Anderes in der Gemeinschaft der Natur. Was also sind wir ihnen schuldig? Die Frage ist ungewohnt, denn die Industriegesellschaften interessieren sich bisher ja immer nur dafür, was die Welt ihnen zu bieten hat, und denken gar nicht daran, dafür vielleicht etwas schuldig zu sein. Kann aber nicht auch durch Menschen etwas Gutes in die Welt kommen, so daß eine Welt mit Menschen – soweit wir dies beurteilen können – schöner und besser wäre als eine Welt ohne Menschen? Und wenn es so ist: Wäre es nicht angemessen, dieses der Welt zugute kommen zu lassen, die der Lebenszusammenhang unseres Daseins ist? Die Industrieländer haben in den letzten zweihundert Jahren so viel Zerstörung in die Welt gebracht, daß die hoffnungsfrohe Frage, ob wir nicht doch für etwas gut sein könnten in der Welt, vielen Menschen vergangen ist. Das aber war nicht immer so.

Kulturlandschaften beispielsweise sind eine menschliche Er rungenschaft aus der Zeit, als die Landwirtschaft noch Agrikultur war. Es waren Menschen, die seit der letzten Eiszeit durch landwirtschaftliche Kultur Lebensräume für Tausende von Arten geschaffen haben, die es hierzulande sonst nicht gegeben hätte, die nun aber wieder aussterben, weil sie es mit uns nicht mehr aushalten. Ich glaube sogar, daß diese Erinnerung verallgemeinerungsfähig ist, daß nämlich Kultur der am ehesten spezifisch menschliche Beitrag zur Naturgeschichte

ist. Dabei verstehe ich unter Kultur aber natürlich nicht nur den Zuständigkeitsbereich von Kulturdezementen, sondern das, was eine Gemeinschaft zusammenhält, ihre Integrität. Auch die Kunst, aber auch Städte und sogar die ganze Wirtschaft können dazu gehören.

Wie kann ein Interplanetarier feststellen, ob er – oder sie – eigentlich doch lieber eine Heimat auf Erden finden möchte? Eine Chance ist die Sensibilisierung der eigenen Leiblichkeit als unmittelbarer Naturzugehörigkeit, auch in der Erfahrung von Krankheit als dem ungelebten Leben (V. von Weizsäcker), sowie die Geltungsbedürfnisse der Interplanetarier ebenfalls ein anderweitig ungelebtes Leben kompensieren. Ein zweiter Weg ist die Bildung der Sinne im natürlichen Mitsein. Besonders die Erfahrung, daß die Dinge und Lebewesen der natürlichen Mitwelt uns etwas zu sagen haben, wenn nicht immer wir alles zu sagen haben wollen - sei es beim Wandern oder auf dem Meer, im Garten oder in den Bergen -, kann die Monologie überwinden. Eine dritte Möglichkeit ist die Schule der Empfindung durch die bildende Kunst und Literatur. Vor allem die Dichter verstehen es, uns neue Welten zu erschließen, so daß wir uns in sie hineinfühlen können. All dies sind Formen der Gefühlsbildung für Andere und Anderes im natürlichen Mitsein.

Trotz aller Sensibilisierung im natürlichen Mitsein können wir nie ganz sicher sein, ob etwas, was wir in die Welt bringen, tatsächlich zur Kultur gerät. Wichtiger als diese besondere Antwort ist mir deshalb die Erinnerung an die Frage: Wofür sind wir gut? Und wie finden wir eine Heimat auf diesem Planeten? Die Selbstverlorenheit in der wirtschaftsliberalen Selbstsucht hängt meines Erachtens damit zusammen, daß wir nicht nur die Subjekte einer Habe oder in Gestalt von Konsumgütern gut sein möchten. Wer ist schon damit zufrieden, im wesentlichen für ein Einkommen zu arbeiten, mit dem dann solche Güter zu erwerben sind? Wünschen wir uns nicht eigentlich eine sinnvolle Tätigkeit, in der wir für etwas gut sind, vielleicht auch

eine, für die andere nicht ganz so gut sind wie wir? Natürlich soll dadurch zugleich der Lebensunterhalt gewährleistet werden, möglichst gut sogar, aber nur deswegen möchte man doch nicht arbeiten. Möchten wir nicht eigentlich irgendwo für etwas gut sein und dadurch eine Heimat finden?

Wie also wollen wir in Zukunft leben? Eine Chance wäre, im Mitsein mit Anderen – anderen Menschen wie der natürlichen Mitwelt – das Unsere zu tun: das, wofür wir gut sind, ohne es nur für uns zu tun. Früher sagte man einfach: etwas, was dem Leben einen Sinn gibt. Ich bin nicht optimistisch, daß es so kommt, aber solange wir noch etwas dafür tun können und zumindest dieses tun, bleibt uns eine Hoffnung, daß es mit uns doch kein so böses Ende nimmt, wie es einstweilen aussieht. Fragen wir uns also, was durch uns Gutes in die Welt, in die Gemeinschaft der Natur kommen kann, d.h. wofür wir gut sind, dann hätten wir mehr Freude am Leben und die Natur wieder mehr Freude an uns.

Literatur

- HEIDEGGER, Martin: Sein und Zeit. Erste Hälfte. Halle (Niemeyer) 1927, 1929 (2. Aufl.), 438 S.
- HUMBOLDT, Alexander von: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 5 Bände. Stuttgart/Tübingen (Cotta) 1845-1862.
- LÖWITH, Karl: Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen. Ein Beitrag zur anthropologischen Grundlegung der ethischen Probleme. München (Drei Masken Verlag) 1928, 180 S.
- MASLOW, Abraham H.: Motivation and Personality. New York u.a. (Harper & Row) 1954, 411 S.; deutsche Übersetzung: Motivation und Persönlichkeit. Reinbek (Rowohlt: rororo Sachbuch 7395) 1981, 395 S.
- MEYER-ABICH, Klaus Michael: Praktische Naturphilosophie – Erinnerung an einen vergessenen Traum. München (Beck) 1997, 520 S.
- Nikolaus von Kues: De docta ignorantia. 2. Buch. Philosophisch-theologische Schriften Bd. 1. Hrsg. und eingeführt von Leo Gabriel. Studien- und Jubiläumsausgabe. Lateinisch-deutsch. Wien (Herder) 1964, S. 311-417 (vgl. dort § 5, S. 345).
- Pico della Mirandola: Über die Würde des Menschen [De dignitate hominis 1486]. Aus dem Neulateinischen übertragen von Herbert Werner Rüssel. Mit einer Lebensbeschreibung Picos von Thomas Morus. 4. Aufl. Zürich (Manesse: Manesse-Bücherei 8) 1996, 94 S.
- SHAPIRO, Robert: The Human Blueprint. The Race to Unlock the Secrets of our Genetic Script. New York (St. Martin's Press) 1991, 412 S.

*Der Autor***KLAUS M. MEYER-ABICH (1936)**

Dipl. Phys., Dr. phil., Universitätsprofessor für Naturphilosophie an der Universität Gesamthochschule Essen.

Studium der Physik und Philosophie. Von 1964 bis 1969 Mitarbeiter von Carl Friedrich von Weizsäcker an der Universität Hamburg; von 1970 bis 1972 am Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt in Starnberg tätig. Von 1979 bis 1981 Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler (VDW).

Mitglied der Enquete-Kommissionen „Zukünftige Kernenergiepolitik“ (1979 - 1982) und „Schutz der Erdatmosphäre“ (1987 - 1994) des Deutschen Bundestages.

Von 1984 bis 1987 Senator für Wissenschaft und Forschung der Freien und Hansestadt Hamburg. 1987 Theodor-Heuss-Preis. Von 1989 bis 1996 Forschungsprofessor und Projektleitung „Kulturgeschichte der Natur“ im Kulturwissenschaftlichen Institut des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen.

Arbeitsgebiete: Praktische Naturphilosophie und Kulturgeschichte der Natur.

Zahlreiche Veröffentlichungen (mit Übersetzungen in fremde Sprachen): u. a. „Wege zum Frieden mit der Natur“ (1984); „Die Grenzen der Atomwirtschaft“ (1986); „Wissenschaft für die Zukunft - Holistisches Denken in ökologischer und gesellschaftlicher Verantwortung“ (1988); „Aufstand für die Natur - Von der Umwelt zur Mitwelt“ (1990); Vom Baum der Erkenntnis zum Baum des Lebens - Ganzheitliches Denken der Natur in Wissenschaft und Wirtschaft“ (1997); „Praktische Naturphilosophie - Erinnerungen an einen vergessenen Traum“ (1997).